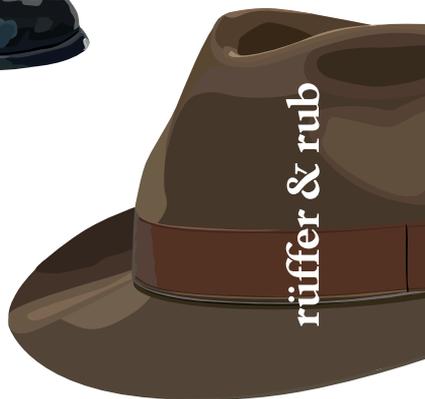
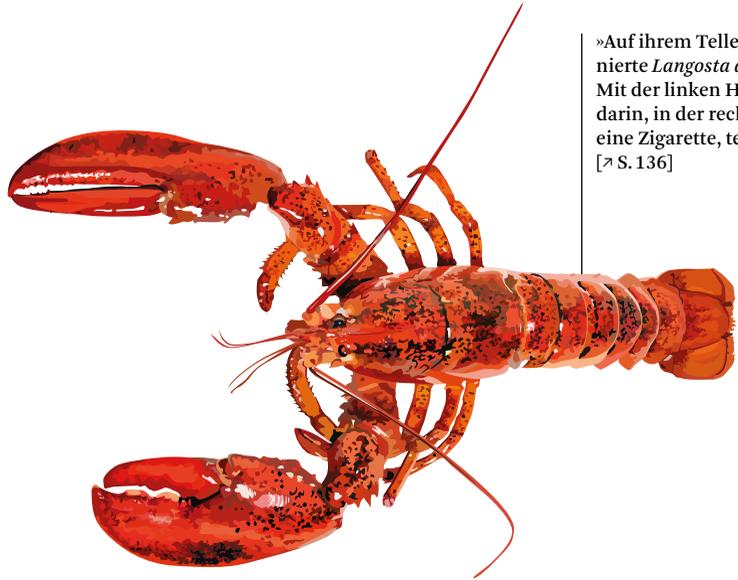


**Max
Dohner**



Am Himmel kaum Gefälle

**Geschichten und
Porträts**



»Auf ihrem Teller lag eine portionierte *Langosta al Thermidor*. Mit der linken Hand gabelte sie darin, in der rechten hielt sie eine Zigarette, teurer US-Import.«
[↗ S. 136]



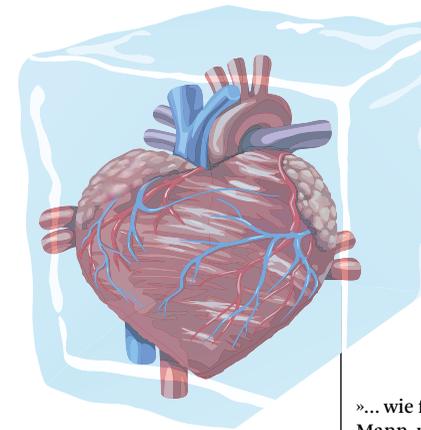
»Drum fuhr er Taxi am liebsten nachts: Voller Lunatiker die mondlose Welt, aufgelöst der täglich falsche Firnis oder Leim ...« [↗ S. 197]



»Vor der Mündung entstand ein rotes Delta, dick aufgeschäumt vom Gewimmel der Fische, die sich daran dick und fett fraßen.«
[↗ S. 37]



»... insektendünne Beinfortsätze in gewichsten Knobelbecherstiefeln, darüber Pluderhosen mit schwarzem Längsstreifen, eine Zigarre zwischen violetten Lippen: schmauchende Kartoffelsäcke ...« [↗ S. 52]



»... wie flau im Magen der ganze Mann, wenn einmal kein Mensch mehr hinten sitzt, sondern, ohne Mensch, nur noch irgendeines Menschen Herz.« [↗ S. 198]

**Max
Dohner**

**Am
Himmel
kaum
Gefälle**

**Geschichten und
Porträts**

Der Autor und der Verlag bedanken sich für die großzügige Unterstützung bei

Peter Wanner, Verleger

**AARGAUER
KURATORIUM**

STADT BADEN


NEUE AARGAUER BANK

Der rüffer & rub Sachbuchverlag wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2016–2020 unterstützt.

Erste Auflage Frühjahr 2019

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2019 by rüffer & rub Sachbuchverlag GmbH, Zürich

info@ruefferundrub.ch | www.ruefferundrub.ch

Schrift: Arnhem Blond, AkkuratStd

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Papier: 90 g/m² Salzer EOS naturweiß, FSC 1.75



ISBN 978-3-906304-46-5

Inhalt

I. Zeit unter Wasser

- 1. Flucht durch die Schöllenen 10
- 2. Danach wurde bombardiert 21
- 3. Am Himmel kaum Gefälle 29
- 4. Den Feind umarmt als Larve 35
- 5. Umsteigen in Ziegelbrücke 44
- 6. Kein Halt mehr auf Verlangen 65
- 7. Abmarsch in die Quarantäne 75

II. Liebe im Staub

- 8. Gute Absichten – böse Codes 82
- 9. Keine Asche mehr für einen Ride 108
- 10. Elvis im Schrank und Yvette auf dem Sozium 115
- 11. Lady Belle Michelle 131
- 12. Noras verpfushtes Leben 136
- 13. Zwingli Lehrstück 142
- 14. Die Sünde zigeunert 150

III. Grenzen im Fluss

- 15. Guru, Berater, Pauker 158
- 16. Kairo einfach, Quito oder Kalkutta 178
- 17. Erfüllt von T bis W 186
- 18. Eingefroren 192
- 19. So roh und fremd, mein Herz 197
- 20. Die vaterlandslose Leiche 203
- 21. Von Geiersnest bis Ewigkeit 210

Endlich ewig leben – Ein Wort vom Herausgeber 223

Anhang

Hinweise zur Erstveröffentlichung der Texte 230

»As if you could kill time
without injuring eternity.«

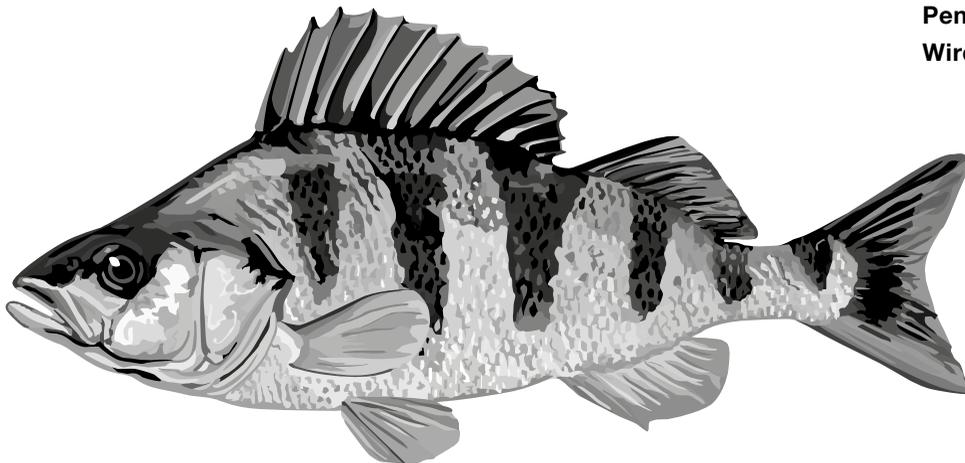
Henry David Thoreau



I.

Zeit unter Wasser

Wo ein Damm der Heimat Schluchten reißt
Und leer bis Bomben fallen Stelzen ohne Brücke stehen
Das Gefälle nur rätselhaft am Himmel berechnet bleibt
Und das eigene Gesicht dem Feind als Maske dient
Bis langsam erst die Last des Knaben sich erweist
Pendelnd zwischen Bleien Hammergut und Seen
Wird dem der einsam ist auch eingeredet krank zu sein



1

Flucht durch die Schöllenen

Noch schroffer geht nicht. Räumlich nicht und irgendwie geistig-seelisch auch nicht. Die Schöllenschlucht ist Drama, in Fels geschlagener Zwang durch Enge. Hier biss sich selbst der Teufel die Zähne aus, an diesem Landschaftssturz für wilde Maler, für einen Kulissenwahnsinn wie in der Oper. Die Schöllenen ist Europas Nadelöhr und Schweizer Kraftpol. Unbezwingbare Natur, bezwungen durch Technik. Da bekam das Réduit seinen Betonschoß, um den Krieg zu überstehen im Bauch des Granits. Da fand die Nation ihren Tempel im Bunker, während draußen die Soldaten fremder Mächte in fremden Händeln zu Tausenden vom Felssims rutschten, hinunter in die Gischt – oder erfroren, an Stein geklammert, Eisnadeln in den Augen. Es graust die Touristen, die am Abgrund den Caravan parken, kurz bei der Vorstellung, wie französische Pikeniere und Suworows Grenadiere am 25. September 1799 einander abstachen auf schwankenden Planken, oder lebendig in den Schlund der Schöllenen warfen. Und alles Geschrei verschluckte kalter Nebel.

Vergessen ist auch ein jüngerer, rein schweizerisches Drama. Es spielte sich ab im winterlichen Dunkel, am 19. Februar 1946. Wieder sollte einer von der Teufelsbrücke fallen. Noch eine Seele für den Seelenlosen. Tönt wie eine Sage, ist aber nur zwei Generationen her. Noch einmal prallten in

jener Nacht Grundkräfte des Landes aufeinander. Hier formierte sich bedingungslose Verbundenheit zur Scholle, gepanzert mit Schollenmythen: Rütli, Morgarten, Hohle Gasse – in einer Reihe mit dem Réduit. Dort erhob sich am Horizont die Vision der Technik, von der sektenhaften Sachlichkeit ihrer Strategen im weißen Kittel nur beschleunigt. Eine Zukunftsturbine mit fantastisch steuerbarer Energie, mit reinem Nutzen. Auch hier herrschte ein kühner, mitunter brachialer Glaube: Lasst uns einen Druck erzeugen, um das ganze Land zu elektrifizieren!

Bergbauer gegen Homo Faber.

Und noch einmal wurde es eng in der Schöllenen, teuflisch eng.

Der Mann, der sich am Telefon meldete, wollte »die Sache eigentlich auf sich beruhen lassen«, wie er sagte. »Warum alte Wunden aufreißen?« Beim Namen Fetz war er hellhörig geworden. Einer wie er musste nicht lange im Gedächtnis nach dem Namen graben. »De Fetz« kennt jeder Urschner. Jeder, der geschrien hatte wie er damals: »De Fetz isch da! De Fetz isch da!« Einer, der tausendmal den Kampf ansagte: »Wir verhandeln nicht. Wir verkaufen nicht. Wir gehen nicht.«

Das war Ludwig Regli, heute zweiundachtzig Jahre alt. Andermatt von Geburt, Urschner aus Überzeugung. An vorderster Front war Regli dabei gewesen, als eine Meute von zweihundertfünfzig Berglern den Unterländer Karl Fetz aus dem Hotel »Sonne« zerrte, kaum war »der Strom-Gessler« dort abgestiegen. Windelweich geprügelt, hatten sie ihn aus dem Dorf gejagt. Hetzten ihn durch die Schöllenen runter bis nach Göschenen. Fetz humpelte schon auf den ersten Metern, die Faust gegen eine Rippe gepresst. Die Straße war zugeschnitten, die Nacht hereingebrochen. Zur Flucht nutzte der

Ingenieur die Trasse der Schöllenenbahn, trotz der Gefahr, sich an der Zahnstange in der Gleismitte den Knöchel zu brechen, in stockfinsternen Tunnels eine ausweglose Falle. Der Andermatt Gemeindepräsident begleitete ihn; ohne behördlichen Schutz wäre wohl umgesetzt worden, was ihnen hinterherschallte: »Krallt euch den Fetz, schmeißt ihn von der Teufelsbrücke!«

Am Telefon machte Regli nicht den leisesten Versuch, abzuwiegeln oder gar in Abrede zu stellen, damals dabei gewesen zu sein, als Sechzehnjähriger. Es fiel ihm nicht im Traum ein, es zu leugnen. Aber einem Fetz wiederbegegnen? Nicht dem damaligen Opfer – der Ingenieur war 1982 gestorben –, aber dem Sohn, Linus Fetz, inzwischen auch schon dreiundsiebzig. Und da, nach kurzem Schweigen, willigte Regli ein.

Am Bahnhof von Andermatt sollte das Treffen stattfinden, auf meine Verantwortung und Initiative. In der Nacht zuvor hatte ich mich gewälzt in schweren Träumen – die persönliche Bemerkung sei erlaubt. Regli, der Urschner, hatte am Telefon gesagt: »Wenn ich all das wiederhöre, kann ich in Wallung geraten, das dürfen Sie mir glauben, heute noch.«

Linus Fetz hatte ich früher schon kennengelernt, einen verbindlichen umgänglichen Mann. Fetz überlegt sich gründlich jeden Schritt und besteht dann dezidiert auf den Schlussfolgerungen des Nachdenkens. Bloß aus Höflichkeit würde er um kein Jota zurückbuchstabieren, ist aber jederzeit in der Lage, sich einem besseren Argument zu beugen. Ich erwartete den pensionierten ETH-Ingenieur, wohnhaft seit Jahren im Schweizer Mittelland, im Hotel »Sonne« in Andermatt. Am Vorabend war ich angereist, nicht ohne das melodramatische Gefühl eines Sekundanten, der für ein Duell das Gelände mustert.

Wie vereinbart, stieg Fetz in Göschenen um auf die Zahnradbahn, genau wie damals sein Vater, heute die Matterhorn-Gotthard-Bahn. »Mal sehen«, dachte er, »ob mich einer dabei beobachtet und verpfeift.« Ein erster Scherz zur Begrüßung jetzt. Eine Anspielung auf den 19. Februar 1946. Damals hatte ein Angestellter der Bahn, ein Verschwörer, den Auftrag gefasst, den Tag lang mitzufahren und das Auftauchen des Ingenieurs sofort zu melden: »De Fetz isch da!«, um oben die Leute rechtzeitig zusammenzutrommeln: Ein Haufen *Waldmannli* in Jutesäcken, mit Keulen, Zipfelmützen, geschwärzten Gesichtern. Zweihundertfünfzig Indigene – Männer, Bur-schen, Milchgesichter –, alle in heiligem Zorn.

Und jetzt, da in Andermatt ein Zug eintrifft, pünktlich auf die Minute, wetzt Regli wortlos davon; eben noch saß er mit mir beim Kaffee. Nimmt der Held, frage ich mich, in letzter Sekunde Reißaus? Am Monitor prüft Regli, gekünstelt gewissenhaft, ob es der erwartete Kurs ist. Ganz vorn steigt Fetz aus. Die Herren gehen aufeinander zu, keine Chance, jetzt noch auszubü-xen. Sie geben sich die Hand. Das erste Mal, dass Regli einem Fetz die Hand reicht – sechsundsechzig Jahren danach.

»Freut mich.« – »Mich auch.« – »Ich bin der Regli.«

Auf dem Bahnhofplatz nimmt eine fünfspännige Postkutsche Touristen in Empfang. Regli und Fetz nähern sich dem für uns reservierten Tisch. Eine Weile lang stehen alle drei; ich erläutere kurz noch einmal die Idee zur Begegnung. »Ohne das hier«, sage ich und zeige fahrig zur Kutsche auf dem Platz, »ohne die Bedeutung des Gotthards, den Mythos, ohne Tradition wäre an diesem sonnigen Tag wohl kaum zu verstehen, was an jenem dunklen Tag geschah.« Das Unfassbare explizit zu nennen, scheint mir noch verfrüht, immerhin lastet das Gewicht von sechsundsechzig Jahren drauf:

Schweizer brachten beinahe einen Landsmann um. Aus Raserie. Der Heimat wegen, wofür sie beide nach klassischschweizerischer Fassung lebten, worauf sie die Karriere gründeten und ihre Tatkraft setzten – Regli so gut wie Fetz.

Sein ganzes Berufsleben verbrachte Regli in der Festsung. Alles war geheim. Trat er in Uniform aus der Kaverne und überraschte fotografierende Touristen, riss er ihnen den Film aus der Kamera. Nicht einmal der Frau verriet er, was er den Tag lang anstellte. Ein einziges Mal schmuggelte er sie rein, in Zivil, entweihte allein schon dadurch Vaterlands Gral, zeigte ihr alles, bis auf die Kanone. Heute darf er das erzählen, und er erzählt die Geschichte gut.

Unter Reglis Führung steigen wir in die Schöllenen. Nach wie vor beneidenswert fit – wir hecheln ständig hinterher –, überspringt er wie ein Gemsbock zyklonische Steinstufen und spurtet durch einen Geheimstollen, den die Armee der Allgemeinheit zugänglich gemacht hat. Am Ausgang zeigt der Ü-Achtziger auf ein fußbreites Band in einer arschglatten Wand, das im Zickzack hinaufführt zum Grat:

»Sehen Sie die kleine Kanzel ganz oben?«

Ich japse: »Quält sich irgendein Mensch mit Verstand da hinauf?«

»Nu hei, das ist mein täglicher Trainingsparcours.«

Außerdem fährt Regli Ski, treibt Langlauf, wirft sich bei Schneeschmelze in die Furkareuss. Fetz währenddessen schaut sich um, das Kreuz mit einer Hand gestützt. Regli folgt dem Blick und prüft parallel Fetz' Miene. Dann nickt er hinauf zum Bergwald: »Ja, bis da oben wäre das Wasser gestanden.« Die Flut des geplanten Stausees.

»Statt Wald ein See«, sagt Fetz, »und an der engsten Stelle eine pharaonische Mauer. Dem Pharao habt ihr euch inzwi-

schen ja gefügt«, wendet sich Fetz mit dünnem Lächeln um, »mit eurer eifertigen Einwilligung zum megalomanen Projekt des ägyptischen Milliardärs.«

»Tourismus«, sagt Regli, »kein Kraftwerk im Herzen der Schweiz.«

»Es sollte Maßstäbe der Superlative setzen«, fährt Fetz fort. »Das Staubecken hatte ... hätte ein Fassungsvermögen gehabt von über 1,2 Milliarden Kubikmetern. Mit einer Leistung von fast tausenddreihundert Megawatt wäre es das größte je in den Alpen gebaute Wasserkraftwerk geworden. Straßen, Brücken, Bahngleise hätten wir neu erstellt. Kostenpunkt: 1,2 Milliarden. Das Projekt besaß alle technischen und energiewirtschaftlichen Vorteile. Der klitzekleine Nachteil: Das ganze Tal lief dagegen Sturm.«

»Der Urschner Korporationsrat«, erzählt Regli, »hatte eine Warnung erlassen an die Grundbesitzer. Darin hieß es, das Kraftwerk finde sich nicht ab mit unserer Ablehnung, man zwingt uns *in unschweizerischer Art den Willen auf*. Das Flugblatt schloss mit dem Appell: *Bauern, bleibt Eurer väterlichen Scholle treu! Weist fremden Söldlingen des Großkapitals und Verrätern die Tür! Jetzt heißt es, den Mann stellen und den Kampf um die Heimat aufnehmen!* Gleichzeitig wurde ruckbar, die ›Sonne‹ sei bereits ans Kraftwerk verkauft. Die Stimmung wurde explosiv. Der Wald, das ganze Tal wären geflutet worden, drei Ortschaften darin untergegangen: Andermatt, Hospental und Realp. Ludwig Danioth, damals unser Urner Ständerat, schrieb in der ›Gotthard-Post‹: *Der Moment könnte kommen, wo sich stolze Ruhe in heiligen Zorn verwandelt.*«

»Eine unverhüllte Drohung«, sagt Linus Fetz.

»Und da wagte sich doch tatsächlich einer herauf, mausallein«, sagt Regli, »es kam Ihr Vater. Es kam de Fetz.«

»Dafür war er oft unterwegs gewesen«, sagt Linus, der Sohn, »im Auftrag der Centralschweizerischen Kraftwerke, als Spezialist für Landerwerb. Mit reichlich Handgeld versehen, sollte er euch überzeugen, zu verkaufen. Und wir halten fest: Euren Zorn zog er auf sich, ohne durch sein Verhalten besonderen Anlass zu bieten. Gleichwohl redeten Urschner fortan nur noch vom ›Agenten Fetz‹, von seiner ›Wühlarbeit‹.«

»Er gehörte nicht zu den Verantwortlichen«, räumt Regli ein, »er war der, den wir am Wickel kriegten. Wir mussten handeln: für die Heimat, für die Scholle. Gesetz hin oder her.«

»Zu demonstrieren«, bemerkt Fetz, »wäre durchaus gesetzeskonform gewesen, auch in Andermatt. Luzern, Sitz der Kraftwerke, lag wohl zu weit; vielleicht war die Fahrt zu teuer. Heute schläge man da einfach Scheiben ein.«

Der Ingenieur ist spürbar entschlossen, aus seiner Warte nun auch ein paar Geschichten zu erzählen, darin eine Naturbegabung wie Regli. Es erleichtert die Männer offensichtlich, diese Vorliebe zu teilen, um vielleicht am Ende doch noch eine Brücke zu schlagen, mit einem Spannbogen von sechs- und sechzig Jahren. Wäre sie weit genug zur Versöhnung?

Zwei Erinnerungen an den Februar 1946 haben Linus Fetz und seinen Vater zeitlebens beschäftigt. Zum einen die Erinnerung, wie der Vater nach Hause kam – Linus ging noch in den Kindergarten: »Vater konnte kaum sitzen. Bis heute sehe ich die Eindrücke der Tricouni-Beschläge auf seinem Rücken; man ist mit Nagelschuhen auf ihm herumgetrampelt. Er hatte Quetsch- und Risswunden am Kopf, an Ober- und Unterschenkel, Strangulationsspuren am Hals, eine Quersissur des Kreuzbeins, einen Rippenbruch mit Brustfell-Komplikationen, eine Gehirnerschütterung. Fünfundneunzig Tage lang war er arbeitsunfähig. Meine Mutter erlitt einen Herzanfall; auch sie musste sich in Spitalpflege begeben. Mich

brachte man zu den Großeltern nach Chur, wo ich die Schule besuchte. Dazu kam die Existenzangst: Wenn der Vater nicht mehr arbeiten konnte – wer sorgte für Essen und Wohnung?

Zum anderen war da *Das Schandurteil von Uri*. Im Gegensatz zur Presse, die den Krawall scharf kritisierte, hatte sich die Schweizer Bevölkerung lange amüsiert: ›Ah, unsere Bergler, die ewigen Wildheuer.‹ Beim gerichtlichen Nachspiel erkaltete die Sympathie. Die Urner Justiz brachte das Kunststück fertig, durch die Bank Pflästerchen-Strafen auszusprechen. Als betätigte sie sich, im Schatten des Tell, noch als Care-Team: jeder Rabauke ein Walterli. Das wirkliche Opfer hingegen stempelten sie zum Mittäter. Meinem Vater brummte das Gericht eine Buße auf wegen falscher Anschuldigung. Er hatte sich ausgenommen, den mindestens moralisch mitverantwortlichen Regierungs- und Ständerat Ludwig Danioth in die Untersuchung einzubeziehen, als geistigen Anstifter. Ihren Mentor, Herr Regli.«

An den Politiker erinnert heute am Bahnhof Andermatt eine Bronzeplakette. Seinetwegen hatte Haudegen Regli den Vornamen Ludwig bekommen; Ludwig Danioth war sein Onkel gewesen.

Außerhalb Uris schüttelten tatsächlich alle den Kopf. Das Verdikt sei *eine eigentliche Gemeinheit*, schrieb »Die Tat«, *der freigesprochene Regierungsrat Danioth kam sich als neuer Tell vor. Dummes Geschwätz. Von unabhängiger Rechtsprechung kann keine Rede sein.* Die »NZZ« wunderte sich über den *Samthandschuh*, womit die Heimat-Hooligans angefasst worden seien. »Bö.« zeichnete im »Nebelspalter« eine schielende Urner Justitia mit hochgezogener Augenbinde: *Iisere-n-aine oder nit iisere-n-aine, das ischt hier die Frage.* Das Bundesgericht stürzte alles um, mit dem Schall einer Ohrfeige. Urschner und Altdorfer hatten das Heu höchst selten auf der gleichen

Bühne gehabt – »Autonomie!«, so ging oben zu gern der Ruf –, hier rückten sie für einmal zusammen, in einer Art Yin und Yang der Zerknirschung. Wohl oder übel sprachen sie Fetz nach dem Rüffel aus Lausanne eine Entschädigung zu.

»Freiwillig«, kommentiert Regli auf der Teufelsbrücke.

»Dazu verknurrt«, berichtet Fetz.

Fetz will wissen, warum damals ausgerechnet die Kirche die Urschner Jungspunde am lautesten aufgehetzt hatte? Namentlich ein Kapuziner: Pater Oktavian Weber. Regli antwortet, auch jetzt noch völlig offen:

»Pater Oktavian war Präses unserer katholischen Jungmannschaft gewesen – Vereine gab es sonst keine in Andermatt. Ein großer weiser Mann, eigentlich ein Heiliger. Er lehrte uns, für die Heimat einzustehen, mit allen Mitteln. Wäre das ganze Tal geflutet worden – wo wären wir noch daheim gewesen? Eine Vielzahl von uns umgesiedelt, in alle Winde vertrieben – wir hätten jede Gemeinschaft verloren. Alle anderen, die fortgehen, können zurückkehren und haben wieder Heimat vor Augen. Unsere wäre versenkt worden. All das hier: nie wieder! Deshalb bekam Pater Oktavian den schönsten Platz auf dem Friedhof. Das heißt etwas, bei einem Kapuziner.«

Fetz entgegnet: »In den Augen meines Vaters war das Motiv von Pater Oktavian nicht Heimatliebe. Es steckte vielmehr im missionarischen Auftrag, die katholischen Schäfchen zum Bleiben zu bewegen, wozu der Hirte pausenlos ermahnt wurde: Die Kurie fürchtete, ihre Schäfchen zu verlieren, sollten Urschner wegen des Staudamms in Scharen auswandern und sich andernorts womöglich mit Reformierten mischen. Diese väterliche Sicht der Dinge teile ich voll und ganz. Sie hat sich auf die nächste Generation übertragen. Mein Vater hatte am Lebensende keine Ressentiments gegen die Schlä-

ger. Groll hegte er allein gegen die Urner Gerichte. Mit Genugtuung nahm er zur Kenntnis, dass der Urner Richter Gustav Muheim später scheiterte im Ehrgeiz, auch noch ins Bundesgericht gewählt zu werden. Der Krawallprozess hatte gezeigt, dass Muheim die Eignung dafür fehlte.«

Regli schweigt. Die Herabsetzung von Pater Oktavian stieß bei ihm offenbar gegen einen inneren Schrein fester Verehrung. Ein Nachruf auf Pater Oktavian in den »Neuen Zürcher Nachrichten« vom August 1946 aber stützt Fetz' Vermutung: *Als Pfarrer konnte Oktavian nicht mitansehen, dass im Land des Heiligen Sigisbert die christlichen Familien mit ihren katholischen Glaubensgütern untergehen sollten.*

»Was hätte Ihr Vater gesagt«, fragt Regli, »wenn er gewusst hätte, dass wir beide uns hier oben treffen?«

»Es hätte ihn gefreut«, antwortet Fetz. »Mein Vater ließ sich nicht leicht einschüchtern. Als Draufgänger liebte er schwierige Aufgaben. Das hatte er nicht zuletzt im Orient bewiesen. Aber auch beim Militärdepartement während des Krieges. Mein Vater sprach Arabisch. In Syrien musste er für umgesiedelte Armenier Land erwerben. Einmal war er eingeladen gewesen bei Haile Selassie in Äthiopien. Als Einziger der Delegation weigerte er sich, »am Tisch eines Despoten zu speisen« – so hat er das begründet. Mein Vater zog es vor, sein Mahl draußen einzunehmen, bei den Fellachen.«

»Klar wie Hühnersuppe«, lacht Regli, »der ideale Mann! Die verfluchten Kraftwerke hätten für Andermatt keinen Besseren finden können.«

In der Schöllenen wirken die beiden jetzt wie alte Kameras. Sie unterhalten sich eine Weile ohne mich, den Zeugen. Die Nähe, die Regli dabei sucht zu Fetz, kann davon rühren, dass er nicht mehr gut hört. Wunderlich, denke ich, wie

Danach wurde bombardiert

frisch alles geblieben ist – beiden. Vielleicht ist gerade das am Ganzen das Wesentliche, auch Unheimliche: Wie lang solche Dinge dauern, wie weit sie, kaum hörbar, als sirrende Drähte durch die Zeiten schwingen. Bei allem, was man tut, selbst beim Richtigen, sollte etwas eminent Feinnerviges die Tat begleiten: ein Gespür für Tat-Intervalle, ein Sinn für ihre dunklen Rhythmen. Man frage sich, wie lang der Hintergrund pulsiert von allem, wie elend weit das womöglich durch ganze Generationen flackert.

Regli und Fetz schütteln den Kopf oder nicken, sie lassen einander reden. Sie klären Dinge in gewisser Weise und lassen gewisse Dinge stehen. Jeder wird die Tat vom 19. Februar 1946 in neuem Licht betrachten – und beim alten Urteil bleiben. Eine Versöhnung kann es nicht geben.

Neben der Autobahn, zurück in Richtung Unterland, hängt ein Plakat des Kantons Uri an einer Holzwand: *PEACE!* Das besagt gar nichts – ein Gag als Tourismusköder. Modeslang wie überall.

Sicher war immer das Gefühl, sehr sicher. Unsicher wird sie jetzt, da sie es erklären muss. »Schade um die vielen Geschichten«, sagt Marlis Schuler auf ihrem Gartensitzplatz am Zürichsee. Ich habe sie um Erklärung gebeten, also sucht sie nach einer – und wird unsicher. Es spricht für das, was sie tut. Weil sich die Frau nicht ganz im Klaren ist, warum sie es tut, aber sicher vorgeht – im Grunde. Da ließ sie bis jetzt ihren Antrieb ruhen. Nun wird aufgewirbelt, worüber sie nie nachgedacht hat. Und Aufgewühltes trübt immer ein wenig die Sicht oder den Glauben.

Neben Marlis Schuler liegen drei schwere Bücher im Bildband-Format. Sie enthalten ebenjene Geschichten, um die es »schade« ist – schade gewesen wäre. Schuler sammelt Untergegangenes. Buchstäblich Versunkenes aus der Zeit, da die Sihl zum Sihlsee wurde, gestaut an der Mauer der Etzelwerke. Jeden verschwundenen Hof dokumentiert die Frau, seit unsicher wie vielen Jahren, sucht nach jedem Bewohner, jeder Bewohnerin aus den aufgegebenen Gehöften. Alles, was die Leute darüber heute noch erzählen, die Letzten, die überhaupt noch Erinnerungen haben. »Die wenigen«, sagt Marlis Schuler, »schildern in hundert Kreisen das Gleiche: Nichts mehr sei übrig geblieben.«

Unverdrossen macht sie weiter; mit jeder Phase der Nachforschung nimmt die Gewissheit zu, all dies nicht mehr ver-

loren zu geben. In ihrem Garten sagt Schuler – sie war in Einsiedeln aufgewachsen, im Hochtal der Sihl: »Mein Leben lang hatte ich den See vor Augen, der jetzt die alte Welt bedeckt. Alle rühmen seine Schönheit, die Einbettung in die Landschaft. Ich kann diese Schönheit nicht zugeben. Ich sehe die intakte Natur der früheren Welt. Die Idylle hat für mich eine Folie dahinter, die andere Welt. Auch wenn ich sie selber nie gesehen habe.« Schuler kann sich nicht helfen: Das Verschwundene ist ihr teurer. Sie weiß nicht, weswegen.

Marlis Schuler fühlte sich – »alleingelassen, nein allein stehend«. Das Bild der neuen Landschaft war vollkommen – woher bekam sie trotzdem das Gefühl, es fehle etwas? Allein wollte sie damit nicht bleiben. Inzwischen verheiratet, betreute sie die Kinder, hielt die Kosten tief und das Haus im Schuss. Und machte sich langsam daran, Untergegangenes über die neue Fläche hinauszuhoben. Aus eigenem Antrieb, ohne Anstoß oder Auftrag von außen. Auch ohne Ideologie oder politischen Kontext, ganz für sich, kommentar- und kritiklos. Was sie seither gehoben hat in all den Jahren, füllt mittlerweile drei Bände; ein letzter soll noch folgen.

Schulers Vater hatte beim Stauwerk als Vermesser gearbeitet; von ihm kam die Anregung nicht. Der äußere Funke war zufällig. Schuler zieht ein Bild hervor: »Damit hat es angefangen.« Auf dem Schwarz-Weiß-Foto mit gezacktem Rand ist ein einfacher Hof zu sehen, aufgenommen in Mitteldistanz bei Gegenlicht. Ein Weg führt vorbei. Drei Figuren rasten beim Wegkreuz, viel zu klein aufgenommen, dadurch unkenntlich – gewiss nicht das Bild eines Profis. Ein Glanz, fast ein Glast liegt über allem. Die Haltung der Leute ist seltsam: Alle schauen sie in die gleiche Richtung, aus dem Foto hinaus auf etwas, das sich dem Betrachter entzieht.